

1. Sonntag nach Trinitatis, 14. Juni 2020
Gottesdienst in der Petruskirche um 11:00 Uhr
mit Pfarrer Roland Wicher

Apostelgeschichte 4

32 Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, dass sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam. 33 Und mit großer Kraft bezeugten die Apostel die Auferstehung des Herrn Jesus, und große Gnade war bei ihnen allen.

34 Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wer von ihnen Land oder Häuser hatte, verkaufte sie und brachte das Geld für das Verkaufte 35 und legte es den Aposteln zu Füßen; und man gab einem jeden, was er nötig hatte.

36 Josef aber, der von den Aposteln Barnabas genannt wurde – das heißt übersetzt: Sohn des Trostes –, ein Levit, aus Zypern gebürtig, 37 der hatte einen Acker und verkaufte ihn und brachte das Geld und legte es den Aposteln zu Füßen.

„Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“
Galater 3,28

Alle teilen, was sie haben, keiner hat Mangel, sie verkaufen ihren Besitz und jeder hat, was er oder sie braucht.

Ob das wirklich so war in den ersten Gemeinden ist gar nicht so sehr die Frage. Die Forschung sagt, eher nicht. Das Ideal aber ist anrührend. Und in manchen Dingen gab es zweifellos Fürsorge für Gemeindeglieder, die arm waren.

Diese Erzählung, die man als Modell des „Urchristlichen Liebeskommunismus“ beschrieben hat, und zahlreiche andere haben mit zu einer christlichen und insgesamt westlichen Kultur der sozialen Fürsorge geführt, die ein wertvolles Gut ist.

Die sozialen Unterschiede auszugleichen ist ein hohes Gut, und mit welchen Mitteln und welchen Konzepten man das macht ist eine wichtige Frage.

So ist in der Zeit der Pandemie und den damit verbundenen Einschränkungen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens viel diskutiert worden über eine Grundsicherung, die allen wirtschaftliche Sicherheit bieten soll, unabhängig von Voraussetzungen und oft hochnotpeinlichen, mühsamen und bürokratischen Bedarfsprüfungen, die für die Leistungsempfängerinnen in unserem Sozialsystem an entscheidenden Stellen zu einem ziemlichen Kampf führen.

Unbeschadet der Frage, wie das finanziert werden soll, gibt es ein anderes Argument, das manchmal gegen solche Modelle ins Feld geführt wird. Wenn die Menschen eine bestimmte Form der Unterstützung ohne Voraussetzung bekommen, ohne dass damit Forderungen verbunden wären, dann führe das zu Bequemlichkeit bei den so alimentierten.

Das mag für einen Teil der Menschen zutreffen. Viele aber würden sich zweifellos auch ein Tätigkeitsfeld suchen. Wenn Menschen nicht aus Schwermut und Enttäuschung in Trägheit verfallen, neigen sie dazu, aktiv zu werden, Dinge zu tun, die sie für gut und richtig halten. Menschen haben in sich auch einen starken Drang, aktiv zu sein, etwas zu tun. Das hat sich gerade in den Wochen der starken Beschränkungen des sozialen Lebens gezeigt.

Leute wurden aktiv, weil ihnen die Decke auf den Kopf fiel, fingen an, im Garten zu Arbeiten oder die Wohnung auf- und umzuräumen, dachten sich Projekte aller Art aus, die vielfach ihnen selbst und anderen nützten, hatten mehr Zeit für Ihre Kinder, halfen der betagten Nachbarin und vieles mehr.

Sicher mag es einen bestimmten Anteil an Menschen geben, die nicht klarkamen, was ja auch vorher der Fall war. Aber auch hier gilt doch, dass man verstehen müsste, warum jemand sich fallen lässt in Muster von Trägheit und Inaktivität. Die tiefer liegenden Gründe sind ein wichtiger Faktor. Eine andere Frage ist, ob solche Menschen das richtige Angebot finden. In den 1980er Jahren sprach man an der Stelle viel von der „sozialen Hängematte“. Manche Hängematte ist aber in Wahrheit ein Ort, an dem sich die, die drinliegen, alles andere als wohl fühlen. So ist die entscheidende Frage die nach der Teilhabe an der Gesellschaft.

Bei uns gibt es Trennungen, zwischen arm und reich, zwischen Männern und Frauen, zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und Hautfarbe, zwischen tatsächlich oder vermeintlich Gesunden und Kranken, zwischen Menschen mit verschiedenen Vorstellungen und Lebenshaltungen im Blick auf Partnerschaft und Sexualität. Es ist sozial nicht wie in der Apostelgeschichte. Wir teilen nicht einfach alles, was wir haben. Es ist schon viel gewonnen, wenn wir wenigstens einiges teilen, wenn es ernsthafte Bemühungen um sozialen Ausgleich und um Teilhabe aller am gesellschaftlichen Leben gibt. Es geht letztlich nicht um Geld. Es geht darum, dass Menschen ausgeschlossen und diskriminiert werden.

In den USA hat nach der Ermordung des Afroamerikaners George Floyd durch einen Polizisten eine Diskussion begonnen, die jetzt auch uns erreicht. Wir sehen als weiße Menschen oft die Diskriminierungen gar nicht, denen sich Menschen anderer Herkunft hier bei uns ausgesetzt fühlen. Es fängt bei scheinbar kleinen Dingen an. So habe ich gerade von einem Fall gehört einer Frau, die einen typischen deutschen Nachnamen trägt, aber sie ist eine Afrodeutsche und hat ein entsprechendes Aussehen. Beim Einkauf in einer Drogeriekette wurde ihre Kreditkarte von der Verkäuferin nicht akzeptiert. Die Unterstellung war, wer so aussehe, könne nicht diesen Nachnamen haben. Auch die Marktleiterin unterstützte die Kassiererin, als sie herbeigerufen wurde. Dann rief die Kundin die Polizei, die zu allem Überflus noch ihr Kind dabei hatte, das bei der ganzen Sache zusehen musste. Einer der Polizisten, die dann kamen, unterstellte ihr dann auch noch, dass sie lüge und die ganze Geschichte erfinde.

Hier gibt es ein Wahrnehmungsproblem, wenn dann mit großem Getöse behauptet wird, es gebe keinen Rassismus bei der Polizei. Doch, natürlich, denn es gibt ihn überall und er durchdringt die Gesellschaft. Noch die Wohlmeinenden sind nicht frei davon. Es geht sogar so weit, dass Menschen zugleich Opfer von Diskriminierung sein können und andere diskriminieren. Hier haben wir alle noch viel zu lernen und zu tun.

Wahrnehmung der Würde und Schönheit des anderen ist ein wichtiger Punkt. Wir haben die letzten Wochen verbracht, umgeben von Bildern der Künstlerin Doris Baum. Sie zeigen insbesondere viele Marien, also Bilder der heiligen Frau schlechthin - für katholische und abendländische Bildwelten. Es findet sich eine Maria, die der echten Maria viel ähnlicher sehen dürfte, als die meisten anderen. Es ist eine tunesische

Mariendarstellung. Dunkle Haut und Haare dieser schönen Frau vor einer ornamental verzierten Wand und ein wunderbarer Djelaba geben dieser Frau eine ganz besondere Wirkung, Würde und Schönheit. Dieselbe Frau in der S-Bahn oder einem Einkaufsladen würde zweifellos von vielen schräg angeschaut - und hätte sie einen kleinen Sohn dabei, ginge es dem nicht besser.

Eine Maria im Rollstuhl, golden und pink das Gefährt, ruhig und versonnen ihr Gesichtsausdruck. Eine Maria mit Downsyndrom, Heiter und stolz im Blauen Kleid. Eine Maria nach einer Brustoperation, weiblich und verletzlich, aber auch von einer souveränen Ausstrahlung. Diese Menschen zeigen auf den Bildern Haltung, sie sind wer. Doris Baum arbeitet mit ihren Bildmotiven auch daran, Unterschiede - und das meint dann auch Benachteiligungen und Vorurteile - abzubauen, in dem sie diese Menschen, die hier oft Ablehnung begegnen, deren Nöte man viel zu häufig immer noch nicht thematisiert, in den Himmel der christlichen Bilderwelt hebt. Maria ist eine der am meisten verehrten Frauengestalten überhaupt, und das Andachtsbild löste über die Jahrhunderte bei vielen Christinnen und Christen fromme Schauer aus und tut es bis heute in katholischer Frömmigkeit, gerade auch der volkstümlichen.

Wahrnehmen, Würdigen und Unterstützen - diese Haltungen, die einen anderen Blick auf Menschen erfordert, müssen wir immer noch und immer noch mehr erlernen. Dann wird in Anfängen immer eher erreichbar, was christliche Kultur eigentlich will. Dass wir es nicht mehr nötig haben. Dass wir es nicht mehr nötig haben, Angst um unsere Besitztümer zu haben, sondern teilen können. Dass wir es nicht mehr nötig haben, Angst vor den Anderen zu haben und sie auszugrenzen, ihnen Feindseligkeit entgegenschlagen zu lassen, sondern sie teilhaben zu lassen. Ihnen Würde zuzugestehen und zu verleihen - und uns selbst übrigens auch. Liebe deinen Nächsten wie Dich selbst - und liebe Gott - so heißt es. Die Gottesliebe meint zugleich unsere Liebesfähigkeit. Wohl gemerkt, er hat uns zuerst geliebt.

In ihm ist nicht mehr Mann noch Frau, Sklave noch Freier, weder zählt Hautfarbe noch Wohlstand, körperliche Vorzüge oder Nachteile, Benachteiligungen.

Vor Gott sind alle gleich, in ihm sind alle gleich. Und so sollten wir auch einander behandeln. Im ersten Johannesbrief gibt es eine starke Aussage. Niemand hat Gott je gesehen. Doch wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Gott ist die Liebe. Unsichtbar, da.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.